

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Anmerkungen über die seine Abhandlung vom
Vocabellernen betreffende Recension/ welche sich im ein
und zwanzigsten Stück von Herrn G.R. Klotzens deutscher
Bibliothek der schönen Wissenschaften befindet**

Ehlers, Martin

Oldenburg, 1771

VD18 13129406

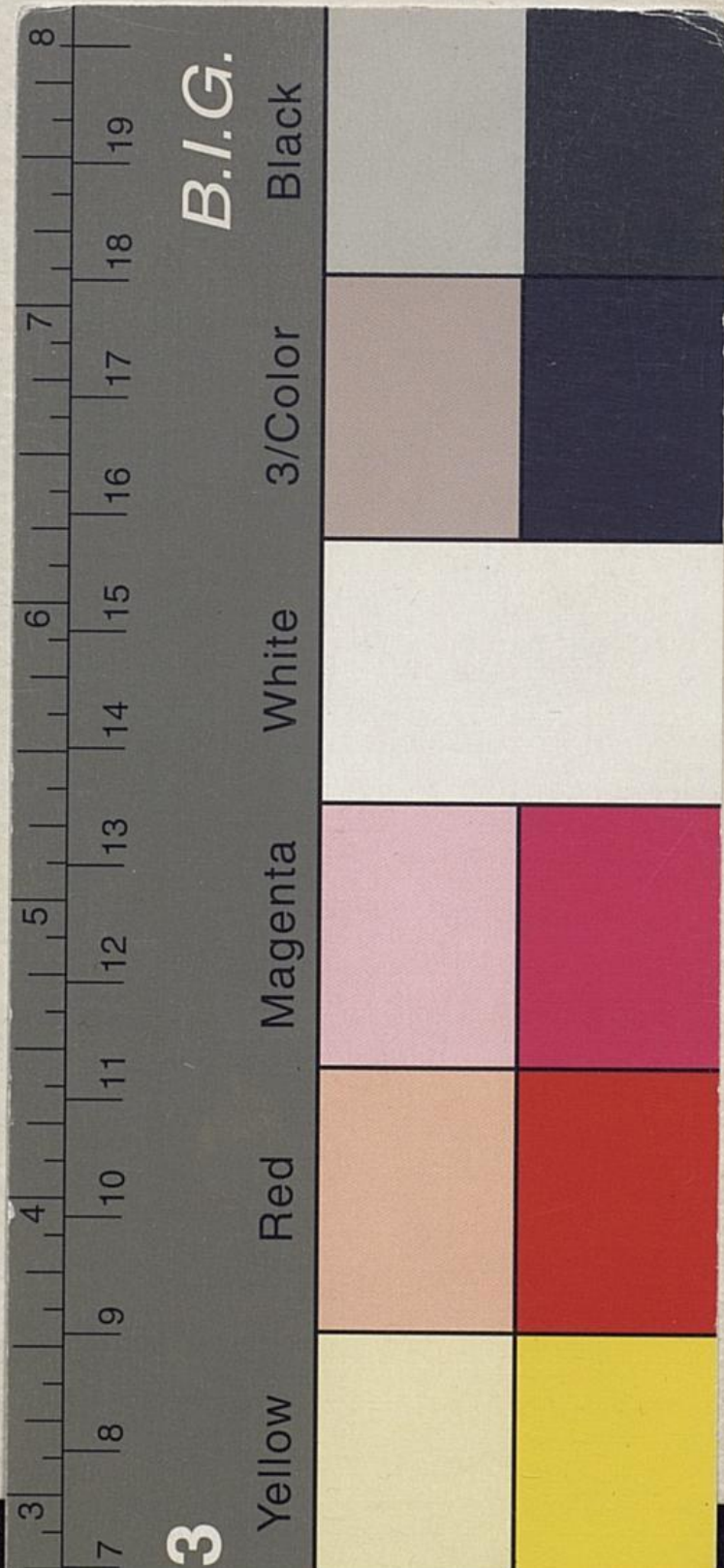
urn:nbn:de:gbv:45:1-19036

Spr **I**

37



37.



0 135

Anmerkungen

über die
seine Abhandlung vom Vocabellernen

betreffende

Recension /

welche sich

im ein und zwanzigsten Stück

von

Herrn G. K. Kloßens

deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften befindet,

von

Martin Ehlers,

Professor und Rector des Gymnasiums zu Altona.

Oldenburg, gedruckt mit Götjenschen Schriften 1771.



STAMMRECHEN

1771

Wiederholungs vom ...

...

...

...

EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI.

...

...

...

...

...

...





Wenn einem Schulmann nicht das, was alle Arten von Personen von ihm denken, in Absicht auf seine Amtsführung bis auf einen ungleich höhern Grad wichtig seyn müßte, als es Andern seyn darf: so fände ich nicht Ursache etwas gegen meinen Recensenten in des Herrn Kloßens Bibliothek zu erinnern. Er zeigt deutlich, daß entweder Untersuchungen, welche die Natur der Seele und ihre Art zu wirken betreffen, ihm zu schwer sind, oder daß er auch nicht Achtung genug fürs Publicum habe um ein Urtheil, welches er selbigem zur Anleitung übergeben will, mit einiger Sorgfalt abzufassen. Zugleich entfernt er sich von einer anständigen Art zu tadeln so weit und nimmt einen so hohen Richterton an, daß dieß mit dem sichtbaren Mangel an Einsicht oder der großen Nachlässigkeit, womit er für die gelehrte Welt arbeitet, in einem sehr wunderbaren Contraste stehet. Alle welche selbst die Materie, wovon die Rede ist, durchschauen können, müssen alles dieß so leicht erkennen, daß es derentwegen gar nicht nöthig wäre, es näher ins Licht zu setzen. Andre aber, die selbst unsre Richter nicht seyn können, und bey denen der Schulmann, wenn er überhaupt mit einem glücklichen Erfolg an der Jugend arbeiten soll, doch Vertrauen finden muß, können nicht wissen, was sie denken sollen, wenn einer

auf eine so stolze Art den Schulmann herunter macht und verurtheilt. Diese glauben also, wenn man nicht antwortet, leicht, es müsse der Tadler wohl ein gar mächtiger Mann seyn. Auch ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn ein solcher eingebildeter Bravo zuweilen einmal in seiner Schwäche oder übeln Lebensart gezeigt wird. Ist ihm gleich die Wahrheit nicht so werth, daß er dann anfange sein Urtheil richtiger zu bestimmen; oder wird er gleich Anständigkeit und Bescheidenheit nicht mehr lieben; so dürfte er sich doch mehr hüten sich selbst Schande zu machen. Und mancher Andere, der sonst Lust hat, sich auch ein solches Ansehn zu geben und Ehre und Unehre durch Machtsprüche auszuthemen, wird doch vielleicht zurückgehalten aus dem ehrenvollen Geschäfte, Wahrheit zu lehren und den verhältnißmäßigen Werth eines menschlichen Geistes anzugeben, ein Spiel des Leichtsinns und des Muthwillens zu machen. Es ist die Anzahl solcher unberufenen und die vornehmsten Pflichten der Menschenliebe nicht achtenden Richter ohnehin schon groß. Und so wenig die weichherzige Kritik, die nicht Muth genug hat freymüthig zu tadeln, was der Wahrheit und Vollkommenheit widerspricht, und die alles aus Gefälligkeit mehr oder weniger lobet, dem Fortgange der Wissenschaften und Kenntnisse zuträglich ist; so schädlich sind ihr auch Journalisten, die Mangel an Fähigkeit dadurch zu ersetzen suchen, daß sie mit einem hochgebiethenden Tone ihr Urtheil sprechen und einen beträchtlichen Theil der Menschen über Wahrheit und Unwahrheit irre machen, und Andere durch die in die Augen fallenden Widersprüche, welche so unter den Urtheilen der Gelehrten Statt finden müssen, veranlassen das ganze Geschäfte der Kritik zu verachten. Weil solche unwissende und eingebildete vorgebliche Kritiker sich natürlicher

herweise nicht enthalten auf Andere pöbelhaft zu schimpfen: so müssen sie, und leicht andere unschuldige Gelehrte mit ihnen, vielen Großen dieser Welt, die nicht Gelehrsamkeit aber gesunden Verstand und seine Lebensart haben, und von denen doch die Aufnahme der Wissenschaften und die Beförderung der durch die Wissenschaften zu bewirkenden Vortheile in so mancher Hinsicht gar viel abhängt, in einem sehr verächtlichen Lichte erscheinen. Denn was haben solche scurrilische Kritiker und Schriftsteller für Vorzüge vor Straßenjungen, die jeden gemeinen Schimpfstranzen für einander aussuchen und zum Zeitvertreib der Umstehenden sich niederträchtig herumbalgen? Alle, die Gelehrte sind, oder seyn wollen, sollten also sich sorgfältig hüten, sich von einer so verächtlichen Seite zu zeigen.

Damit diejenigen Leser, welche selbst nicht über das, wodurch ein öffentlicher Beurtheiler der Schriften sich achtungswürdig oder verächtlich macht, nachgedacht haben, sehen, was von diesen Richtern zu fordern sey, und wie weit mein Recensent diesen Forderungen ein Genüge gethan habe: so will ich nur das Wichtigste von den Pflichten eines Recensenten anführen.

Des Menschen Ehre, oder das günstige aber auch richtige Urtheil seiner Mitmenschen von seinem Werth, ist, nächst der Vollkommenheit selbst und dem Urtheil, was Gott davon fällt, ihm, wenn er Menschen liebt und seine Glückseligkeit in ihrer Achtung und Liebe findet, mit Recht das wichtigste äußerliche Gut. Ein Recensent, der den Werth eines Schriftstellers bestimmen will, ist daher, wofern er nicht ein Böfewicht seyn will, verpflichtet, dieß mit vieler Sorgfalt und so vieler Schonung zu thun, als die



Wahrheit und die Achtung, die er dem Publicum, welches von Wahrheit und Recht unterrichtet werden soll, schuldig ist, es verstattet. Beurtheilt er einen Schriftsteller, der nicht ohne allen Verstand und Gefühl ist, und der nicht einen hohen Grad der Einbildung mit Dummheit verbindet und für die Erinnerungen einsichtsvoller Männer ganz ungelehrt ist: so muß er nie mit einem verächtlichen Tone und mit Spott sein Urtheil fällen. Wird sein Urtheil nicht von einer Gesellschaft von Menschen mit angenommen und gleichsam unterschrieben: so ist er ein einzelner Mann, wie der Schriftsteller, und weil außer dem Unterschiede, den wahre Gelehrsamkeit und Einsicht machen, das Ansehen des Einen dem Ansehen des Andern völlig gleich ist, indem der verschiedene Stand hier nicht gilt: so muß der Recensent sich wohl prüfen, ob er wirklich seinen Schriftsteller weit übersehe. Getraut er sich das Zeugniß nicht zu geben: so muß sein Urtheil gar nicht in einem entscheidenden Tone abgefaßt seyn: sondern er muß bloß seine Zweifel und Gründe bescheiden anführen. Erkennt er mit Gewißheit, daß er viel weiter sehe, als sein Schriftsteller; so muß er doch mit gar vieler Vorsicht dieß Urtheil in seiner Seele fällen und sich nicht durch einen hohen Ton dem Publicum als einen wichtigen Mann öffentlich zeigen. Findet er den Abstand zwischen sich und dem Schriftsteller zu seinem Vortheil auch sehr groß, und kann er sich darauf verlassen, daß das Publicum eben so urtheilt: so kann er zwar entscheidend reden; allein er muß doch noch immer mit Bescheidenheit des Schriftstellers Fehler und Verstöße wider die Wahrheit anzeigen. Das vernünftige Publicum kann den sich stolz brüstenden Mann immer nicht leiden. Fällt er ein Urtheil über einen Schriftsteller, dem die Bücherrichter überhaupt oder der einsichtsvolle Theil dersel-

derselben Einsicht zugestehen, und von dessen Schriften allgemein günstig geurtheilt wird: so ist der Recensent freylich berechtigt, dennoch nach seinen eigenen Einsichten zu urtheilen. Kein Verjährungsrecht, und das Ansehen aller Bücherrichter zusammen genommen, kann irgend einen Irrthum in Schutz nehmen. Vorurtheil und Modedenkungsart können auch zuweilen die Welt so sehr beherrschen, daß sich alles vereinigt, etwas gutes schlecht, und etwas schlechtes gut zu finden. Ein helles und sehr scharfsichtiges Auge kann also oft allein die Hülle, worin der Irrthum versteckt liegt, durchschauen und die von Allen verkannte Wahrheit entdecken. Ein Recensent kann auch in diesem Fall seyn. Will er sich aber mit Unständigkeit befugt halten dieß von sich zu glauben: so muß er wenigstens bisher aus der Erfahrung angemerkt haben, daß er nicht leicht gefehlt und nicht einen Widersprechungsgeist gezeigt habe, und daß er nie mit Vergnügen von Andern übel urtheile. Auch muß ihm die Wahrheit des Gedankens, der sonst allgemein verworfen wird oder die Falschheit eines allgemein für wahr angenommenen Satzes mit einer unwidersprechlichen Deutlichkeit einleuchten. Wenn dieß ist, so wage er immerhin ein Urtheil, das von aller andrer Menschen Urtheil abweicht. Jedoch ist dieß zum Mindesten seine Pflicht, daß er mit der Bescheidenheit und selbst Schüchternheit rede, womit einer reden muß, wenn er mit seinem Urtheil im Grunde sagt: Menschen! ihr alle seyd blind und ich sehe allein. Um das Anstößige darin zu mildern, muß er daher sich wenigstens bescheiden ausdrücken, seinen Schriftsteller, den er angreift, wohl durchstudiren und ja mit starken Gründen seine Behauptungen beweisen. Thut er dieß alles nicht: so wird wenigstens das vernünftige Publicum mit allen

Merkmalein der Verachtung den unverschämten Prähler von sich weisen.

Endlich muß der Recensent bedenken, was sein Urtheil für einen Einfluß in das zeitliche Glück und in die etwaunige Amtsführung des Schriftstellers, den er beurtheilt, haben dürfte. Macht er einen äußerlich dadurch unglücklich, so wird er selbst einen Schriftsteller, den er hart tadeln muß, ungetadelt lassen, wofern die von ihm irrigerweise gefasste gute Meinung der Wahrheit und der Tugend nicht überhaupt schadet. Ist dieser Schade aber zu fürchten: so hat ein menschenfreundlicher Journalist wenigstens mit Aeußerungen liebevoller Gesinnungen gegen den Schriftsteller nur die Rechte der Wahrheit zu vertheidigen. Und dieß hat er wenigstens auch gegen die zu beobachten, die Aemter bekleiden, deren glückliche Verwaltung starke Einflüsse auf die menschliche Glückseligkeit hat. Denn es wäre der Aufklärung des menschlichen Verstandes des allerdings hinderlich, wenn einer, der es wagt, Schriftsteller zu werden, nun verlangen wollte, daß man seine Schrift nicht unpartheyisch beurtheilen und das Irrige und Fehlerhafte nicht anzeigen möchte, weil sein Glück dadurch gestört und seine Amtsführung dadurch erschweret würde. Auch würde Mancher, wenn er so gegen jeden Tadel gesichert wäre, sich zum Schriftsteller aufwerfen ohne irgend einen Beruf dazu zu haben und die Welt würde noch mehr unnützes Geschwätz zu lesen bekommen. Ist einer in Umständen, worin ungünstige Kritiken seinem Glück und seiner Amtsführung nachtheilig sind: so wage er selbst es weniger leicht etwas drücken zu lassen. Wenn also der Menschenfreund gleich Ursache hat, oft einen Schriftsteller un beurtheilt zu lassen, wenn dessen Bemühun-

hungen zum Besten des Staats durch ein nachtheiliges Urtheil gehindert würden: so darf der Schriftsteller doch nie auf diese Verschonung Anspruch machen. Aber das darf er mit Billigkeit verlangen, daß man ihn, auch wenn er merkliche Blößen dazu giebt, nicht durch spöttischen Tadel verächtlich mache, so lange er nicht mit einem dummen Eigensinn liebreiche Zurechtweisungen verwirft. Diese Achtung ist man dem, der solche Blößen nicht giebt, und von dem das Publicum wohl urtheilt, also um so viel mehr schuldig. Man erinnere hiegegen nicht, daß die vortheilhaften Urtheile die nachtheiligen unkräftig machen. In Absicht auf das einsichtsvolle und die gelehrten Beschäftigungen bemerkende Publicum ist das freylich wahr; aber anders verhält sich die Sache, wenn von denen Menschen die Rede ist, unter welchen ein Schriftsteller lebt und arbeitet. Günstige Urtheile bleiben im Ganzen unbekannt. Nur die größten Bücherliebhaber erfahren die. Die ungunstigen aber gehen so hurtig, wie die beste Modeneuigkeit, durch einen Ort. Die Ursache davon anzugeben gehört hier nicht zur Sache. Genug die Sache verhält sich so. Alle nachtheilige Neuigkeiten verbreiten sich vielleicht hundertfältig so schnell, als vortheilhafte. Jene kommen leicht an eine schadenfrohe Seele, die mit der größten Behäglichkeit, selbige bekannt macht. Ich habe dieß auch bey Gelegenheit der in der Klogischen Bibliothek befindlichen Recension bemerkt. So bald das ein und zwanzigste Stück der erwähnten Bibliothek angekommen ist, da müssen sogleich Schüler, denen keine günstige Beurtheilung bekannt geworden ist, den Inhalt gedachter Recension hören, und binnen drey Tagen weiß jeder Einwohner davon zu sagen, daß der Rector von dem Herrn Geheimen Rath Klog (daß Hr. Klog es sey, ist eben nicht ausgemacht) weidlich

herunter gemacht sey. Die ungunstigen Recensionen finden also unter dem größern Theil der Menschen in den günstigen nicht ihr Gegengewicht, weil diese ungleich mehr unbekannt bleiben. Auch giebt es viele Leser, die selbst gar nicht über die Sache urtheilen können, und bey denen verliert der Schriftsteller immer leicht etwas. Derjenige, welcher so der Räuber der Ehre seiner Nebenmenschen zu werden sucht, muß also desto verabscheuungswürdiger werden.

Nach Voraussetzung dieser Grundsätze, welche mein Recensent mir zugestehen wird, will ich nun zeigen, wie weit er darnach gehandelt hat. Der Recensent fängt so an: „Wir glauben allemahl, daß es sehr unbillig sey, junge Leute mit Vocabellernen zu plagen, und Hr. Ehler, (Ehlers, wie aus dem Titel erhellt) der sieben octav Bogen drucken lassen, um diesen Satz zu beweisen, hat unsern völligen Beyfall; ob es aber der Mühe werth sey, über eine bekannte Sache sieben ganze Bogen voll drucken zu lassen, und in einer vier Bogen langen Zuschrift seine Leser von der Wichtigkeit seines Instituts überführen zu wollen, ja Himmel! das ist eine ganz andere Frage und auf die wir eben nicht ja antworten möchten. Wenn bis gegenwärtig das Vocabellernen in allen Schulen eingeführt wäre, wenn Hr. E. uns ein neue ganz unbekante Wahrheit lehrte, so möchten wir es wohl für erlaubt halten, der Bekanntmachung einer neuen Wahrheit sieben Bogen aufzuopfern, aber schon über hundert Jahre haben alle einsichtsvolle Leute das Vocabellernen einstimmig verworfen. Rollin war ein alter Schulmann, und ein Schulmann, in dessen Anweisung gewiß manches pedantische und unrichtige steht, und dennoch hat er sich mit großem Eifer gegen alles Vocabellernen

„cabellernen erklärt. Ist es dem Hrn. E. nicht bekannt, daß
 „man Bälle, daß man Spieltische, daß man Karten,
 „und ich weiß nicht was, erfunden, um jungen Leuten die
 „Vocabeln beyzubringen. Und ist es nun wohl der Mühe
 „werth, über eine schon längst bekannte Sache ein ganzes
 „Buch zu schreiben, und ganz und gar keinen neuen Grund
 „zur Vertheidigung beyzubringen? Wirklich, hat Hr. E.
 „nicht aus Geldmangel geschrieben, so wüßten wir gar
 „nichts zu seiner Entschuldigung zusagen, als dieses einzige:
 „Sint Basedow an seinem Werke gearbeitet, scheint mitel
 „allen unsern Scribenten ein allgemeiner Schwindel entz
 „standen zu seyn; eiken die Erziehung schreiben zu wollen.
 „Hr. E. hat sich durch die Mode verfahren lassen, auch
 „sein Essay zu machen, ob er nicht vermögend wäre, gleichz
 „falls etwas über die Erziehung zu verfertigen; und, liez
 „ber Gott, sagt D. Luther einmahl, was wollt ihr ein arme
 „Mann thun, der da wollt ein Buch schreiben und könnte
 „nicht, er muß ja so sterckfänzen und umherschweifen, daß
 „er eins bringet zu Markte.“ Ich habe diesen Anfang
 „abgeschrieben, damit meine Leser sehen, mit welcher Man
 „nier der Recensent tadelte. Es ist ihm gar nicht Recht,
 „daß ich sieben Bogen mit einer Abhandlung vom Vocabela
 „lernen angefüllt habe. Er meynt, es sey nicht der Mühe
 „werth, über eine bekannte Sache ein Buch zu schreiben. Ich
 „glaube, und Andere, wie aus andern Recensionen erhellt,
 „glauben dieß mit mir, daß das Vocabellernen noch in gar
 „vielen, wo nicht in den meisten, Schulen im Gebrauch ist.
 „Verdiente denn nicht eine zahlreiche Jugend, welche doch
 „der Recensent mit Vocabellernen nicht will geplagt wissen,
 „daß man die Schullehrer und Schulaufseher zu deren Bes
 „ten noch ferner darauf aufmerksam mache? Und würde es
 „helfen, daß man diesen Leuten nur etwa auf einem Octavblatt
 „sagte,



sagte; es wäre das Vocabellernen schon seit hundert Jahren von einsichtsvollen Männern verworfen? Jeder, der das Vocabellernen beybehält, würde sagen: damit sehe ich noch nicht ein, warum die einsichtsvollen Personen das thun. Und ihre Auctorität gilt mir nichts. Beweiset also lieber, daß sie es mit Grund verworfen haben. Das wollte ich nun thun, und ich glaubte dieß am bländigsten darzuthun, wenn ich meine Beweise auf die wesentliche Beschaffenheit der Seele und ihre Art zu wirken, bauete. Aber ich habe, sagt mein Recensent, keinen neuen Grund zur Vertheidigung beygebracht. Ja so hätte mein Manuscript ins Feuer geworfen werden sollen. Mein Gegner sollte aber doch wohl so gut seyn, und eine Schrift anführen, worin die Beweise meines Satzes aus der Seelenlehre, woher sie doch nothwendig zu nehmen sind, hergeleitet sind; er sollte doch wohl eine Schrift genannt haben, worin diese Materie auch nur ordentlich ausgeführt wäre, und er hätte das Publicum von allem diesen desto sorgfältiger unterrichten sollen, da alle Recensenten, die mir bekannt sind, ein ganz anderes Urtheil über meine Schrift gefällt haben. Alles das thut er nicht. Wozu dient die Frage, ob ich wisse, daß man Bälle, Spieltische u. s. w. erfunden habe, um jungen Leuten Vocabeln beyzubringen? Werwarf denn alle diejenigen, welche dieß erfanden das Vocabellernen? Will er so etwa beweisen, daß man sich längst wider das Vocabellernen mit Eifer erklärt hat? Ein Paar Gedanken müssen, wenn sie einen Schluß machen sollen, anders zusammen hängen. Auch wüßte ich nicht, daß man solche Spielwerke zur Beybringung der Vocabeln erfunden hätte. Das weiß ich aber wohl, daß man so die Buchstaben lehrt. Doch jenes kann seyn. Es gehört gar nicht zur Sache. Der Recensent denkt, ich könne

aus

aus Geldmangel geschrieben haben oder ich könnte mit von dem Schwindel ergriffen seyn, der unter die Scribenten gekommen seyn soll, seit Basedow an seinem Werk arbeite. Der Schulmann kann freylich wohl Geldmangel haben. Seine Belohnungen stehen mit denen, welche Andere von ähnlichen Verdiensten um den Staat haben, und mit dem, was er, als ein guter Mensch, oft verlieren muß, in gar keinem billigen Verhältniß. So sauer es mir aber geworden ist, so ist es mir doch bis ißt gelungen, daß ich nichts für Geld habe thun dürfen, wovon edlere Betrachtungen mich haben zurück gehalten. Ich bin aus freyer Wahl, und zu meinem äußerlichen Nachtheil Schulmann. Nie habe ich noch Geld genommen, und wenn es selbst beträchtliche Summen gewesen sind, wo es edler war, nichts zu nehmen. Und sollte ich mir Wasser und Brod essen: so schreibe ich für Geld kein Buch, wovon ich nicht hoffen dürfte, daß es mir Ehre mache. Ich ehre das Publicum dazu zu sehr, und dessen Achtung ist mir dazu zu viel werth. Ein Mann, der so über den Schriftsteller herfährt, sollte doch auch wohl wissen, daß meine Schrift von Verbesserung der Schulen, schon eher gedruckt gewesen ist, als Basedow seine erste zu seinen ißigen Arbeiten gehörige Schrift herausgegeben hat. Auch hat dieser damals so wohl von mir gedacht, daß er mich besonders um eine Beurtheilung seiner Vorstellung an Menschenfreunde ersucht hat. Ich habe es schon mehr bemerkt, daß Wislinge, die allem Ansehn nach sich um Luthers Lehre und um die Pflichten des Christenthums, worauf er dringt, wenig bekümmern, gern irgend etwas aus ihm anführen. Hoffte etwa mein Recensent bey gewissen Lesern, die nicht wissen, ob das auf mich passe, desto mehr Ansehn zu finden?

Mein



Mein Gegner glaubt ferner, daß die Primaner zu Oldenburg nicht Baratiere sind, und daß sie also mein Buch nicht verstehen könnten. Es ist wirklich kein Baratier darunter gewesen. Aber von Wenigen darf ich nur annehmen, daß sie meine Abhandlung nicht haben verstehen können. Es waren wirklich manche zum Denken gebohrne Köpfe darunter, und die Einwohner von Oldenburg wissen das gar wohl. Claudius hat damals eine Abhandlung über den Ursprung der Seele geschrieben, welche mein Recensent nach dem Verstande zu urtheilen, den er in der Recension zeigt, vielleicht ist als Mann, wenn er anders nicht ein Jüngling mehr ist, nicht so gut machen würde. Die einem auch geschickten Schüler anständige Bescheidenheit war die Ursache, warum sie nicht in des Herrn Joversens Verlage und warum nur wenige Exemplare davon gedruckt sind. Auch ist es gar nichts übernatürliches, daß junge Leute von 14 bis 20 Jahren eine philosophische Abhandlung verstehen. Ich habe mich in dessen bey dieser Stelle in meines Tadlers Recension nicht enthalten können zu muthmaßen, daß sein Kopf nicht dazu gemacht sey, die Sache gehörig zu fassen. Das, was er vom abstrusen Styl und der Verdunkelung desselben durch tropische Ausdrücke sagt, möchte wohl seinen Grund darin haben. Und ein solcher Kopf müßte sich des Bücherrichters dann enthalten. Ob bloß der beloidigte Schriftsteller dieß muthmaßen dürfe, werden meine Leser aus dem Urtheil schließen können, das in den Hallischen gelehrten Zeitungen steht, die, welches für diejenigen, welche meinen, der Herausgeber der Bibliothek habe die Recension selbst gemacht oder gebilligt, anzumerken ist, auch der Herr Geheime Rath Klog unter seiner Aufsicht hat. In diesen Zeitungen heißt es so: „Unsere Leser
„wer-

„werden hier nicht alltägliche Bemerkungen und Klagen
 „unzufriedner Schullehrer finden, sondern einen Mann
 „der philosophisch denkt, seinen Gegenstand völlig erschöpft und seine Gedanken auf eine einnehmende, faßliche und deutliche Art vorzutragen weiß. Wir haben
 „Stellen gefunden, die von seiner tiefen Einsicht in das
 „Philosophische der Sprache untrügliche Beweise sind.“
 Im Beytrage zum Altonaischen Reichspostreuter 40 St. 1770. sagt der Verfasser der darin enthaltenen Recension, der Gegenstand meiner Abhandlung würde nur denen geringfügig scheinen, die nicht Zeit, Lust oder Vermögen hätten in das Innere der Sache einzudringen und setzt hinzu, er habe nichts Gründlicheres, Eindringenderes und Gedachteres über diese Materie gelesen, als was in meiner Schrift enthalten sey. Die Verfasser des Magazins für Schulen sagen, meine Schrift sey eine gründlich und mit feinem Geschmacke ausgearbeitete Abhandlung, die ihren Gegenstand völlig erschöpft; und sie setzen hinzu, sie haben die wichtigen Gründe der vernünftigen Lehrart sonst nirgends in ihrem vollen Gewicht und beyfammen gefunden. Sollte mein Tadler in der Bibliothek es nun nicht wohl selbst glaublich finden, daß es ihm an Vermögen fehlen dürfte, die Sache gehörig zu begreifen und davon vernünftig zu reden? Weil die Materie sehr trocken ist: so habe ich freylich gesucht der Farbe des Styls einen kleinen Grad der Lebhaftigkeit zu geben; aber ich glaube nicht weiter gegangen zu seyn, als es der Lehrvortrag leidet. Ueberdas ist es schlechterdings unmöglich von der Einbildungskraft und ihrer Art zu wirken zu reden, ohne die Ausdrücke zu gebrauchen, wodurch die bildlichen Vorstellungen dieser Seelenkraft bezeichnet werden. Einer der größten Kritiker und Philosophen

fophen



sophen unserer Zeit, Moses Mendelssohn, sagt in einem Briefe an Abbt: "In der Prose muß kein Bild, keine Schilderen, kein Gleichniß, keine Figur angebracht seyn, die bloß zum Schmuck dasteht, sondern sie müssen erläutern." Ich nehme diesen Satz an und habe ihn mir auch zur Richtschnur gemacht. Es mag noch vieles in der Hinsicht in meiner Schrift zu verbessern seyn; aber ich wollte, daß mein Recensent einige Seiten, wo ihm Metaphern mißfielen, in ein anderes deutsch, welches keine Metaphern hätte, übersehte, und zwar so, daß er eben das sagte, und verständlich sagte. Er würde dann, denke ich, erfahren, daß er in seiner Recension nur etwas auf gut Glück ohne Kenntniß der Sache hergesagt hätte.

Mein Eingang zum Buche hat seinen Geschmack beleidigt. Und auch den hat er nicht verstanden. Ich schreibe nicht der Vernunft zu, was der Instinct thut, sondern sage, daß Viele das der Vernunft zuschreiben, was eine Wirkung des Instincts und mancher andern Ursachen ist. Einem, der etwas verstehen kann, und auf das, was er liest, merket, ist dieß sicher verständlich genug gesagt. Bey dem von mir gebrauchten Ausdrucke instinctmäßige Begierden fragt er, wie Instinctus auf deutsch heiße. Das Wort Instinctus steht nicht da, sondern instinctmäßig. Sollte ich dafür etwa triebmäßig gesetzt haben? Für mein Ohr ist das nicht gebräuchlich. Es ist auch ein Beweis seiner muthwilligen Unbesonnenheit, daß er ein zwar nicht völlig deutsches aber ganz häufig gebrauchtes und uns noch unentbehrliches Wort tadelt, da ich sonst fast keine fremde Wörter in der ganzen Schrift gebraucht habe, und er bloß in seiner Recension Essay, populär, abstrus, animiren, gratuliren und, ich weiß nicht, welche fremde Wörter mehr gebraucht hat.

Mei-

Meinem Tadler ist es ein seltsamer Einfall, daß die Römer der Schule den Namen vom Spiele gegeben haben. Weil ihm dieß wirklich seltsam zu seyn scheint: so sollte ich fast denken, daß er in seiner Wanderschaft in dieser Welt, oder den Kenntnissen, noch nicht weit gekommen seyn könne. Die Meynung ist doch etwas gar altes und gewöhnliches. Nachdem er indessen das wunderbarlich gefunden hat: so setzt er hinzu: "Wir wollen es dem Hr. R. besser sagen. Ludus heißt eigentlich **Beschäftigung**." Nun kommt der Beweis, von dem man vermuthen muß, daß ein Mann, der mit einer solchen zuversichtlichen Praeceptorie kommt, um mich zu recht zu weisen, ihn ein wenig gut ausgesucht habe. Sein Gewährsmann ist gut, es ist Cicero. Und was sagt der? Sed ut homines labore assiduo & quotidiano assueti, cum tempestatibus causa opere prohibentur, ad pilam se aut ad talos aut ad tessaras se conferunt, aut etiam novum sibi ipsi aliquem excogitant in otio ludum. Weil ich großentheils für Leute schreibe, die selbst nicht Latein verstehen: so will ich diese Stelle, welche so weit gut gewählt ist, daß sie ohne Rücksicht auf die Verbindung, worin sie steht, ganz verständlich ist, zu deutsch hersetzen: Aber wie Leute, die zu anhaltender täglicher Arbeit gewöhnt sind, wenn die Witterung sie von ihrem Tagwerk abhält, zum Ball oder Würfelspiel greifen oder sich wohl selbst bey langer Weile ein — — ausdenken u. s. w. Wo die Paar Striche gemacht sind, stehen die Wörter **neu** und **Ludus**. Und wer wird, ohne Latein zu verstehen, nicht so gleich hineinsetzen: ein **neues Spiel**? Damit meine Leser sich aber auf die Uebersetzung zu verlassen Ursache finden: so muß ich hinzusetzen, daß sie von Herrn Heinze, ihigem Director zu Weimar, einem Mann, der Latein versteht,

B

herz

herrührt. Dieser hat auch wirklich ein neues Spiel übersezt. Muß die verkehrte Art, wie er diese Stelle für sich gebraucht, den Leser nicht auf die Gedanken bringen, daß er kein Lateinisches Wort verstehe, oder daß er bey Niederschreibung der Stelle nicht bey Simmen gewesen sey? Ich will letzteres zu seiner Ehre nur denken und ihm dann sagen, daß Gesner eben auf diese Stelle folgende Erklärung vorzüglich bauet: Ludus est factum dictumve oblectandi animi aut nostri aut aliorum causa susceptum prolatumque, opponiturque serio.

Gleich darauf sagt der Recensent, er sey mit meinem Urtheil, man müsse die Kinder nicht durch Zuckerbrod und dergleichen Kleinigkeiten zum Lernen aufmuntern, sondern man solle ihnen das Lernen vielmehr so angenehm machen, daß sie den Unterricht, als eine Belohnung für ihr sonstiges gutes Betragen, ansehen, nicht zufrieden. Er findet dieses eben so, als wenn man einem verspräche, ihn für eine gute Handlung ein Viertel Jahr auf den Bau zu senden. Mein Recensent spricht ohne Zweifel aus eigener Erfahrung. Bey allen Menschen ist es indessen sicher nicht so. Die Wißbegierde gehört zu den wesentlichen Anlagen denkender Wesen. Auch habe ich in Verwerfung jener in Spielwerken bestehenden Belohnung keine besondere Meynung. Locke sagt: To flatter Children by Rewards of Things, that are pleasant to them, is carefully to be avoided. He that will give to his son Apples or sugar Plumbs or what else of this kind he is most delighted with, to make him learn his Book, does but authorize his Love of Pleasure u. s. w. In einer andern Stelle sagt er: Knowledge is grateful to the Understanding as Light to
the

the Eyes. Children are pleas'd with it exceedingly. Quintilian sagt: Non sum adeo aetatum imprudens, ut instandum teneris protinus acerbe putem exigendamque plenam operam — Lusus hic sit. Et rogetur & laudetur & nonnunquam scisse se gaudeat. Der Recensent in der schon genannten Hallischen Zeitung erklärt sich hierüber so: „Der Gedanke, daß man die Sache „sogleich verderbe, wenn man den Kindern Belohnungen „die in Spielwerken, Nascherhen oder Kleidern bestehen, „fürs Lernen verspricht, ist ganz gewiß sehr richtig.“ Auch findet dieses Urtheil unter Personen von Einsicht, die übers Erziehungswesen schreiben, oder sich damit beschäftigen, keinen Widerspruch mehr. Von Allem diesem muß unser Tadler aber nichts wissen.

Nachdem der Recensent darauf bekant hat, er möchte sich nicht gerne aus Cellarii libro memoriali examiniren lassen: so thut er, als hätte er einen besondern Vorschlag zu thun, wie man bequem verschiedene Sprachen zugleich in kurzer Zeit erlernen könnte. Man soll in allen diesen Sprachen einen Telemach lesen. Ich sage mit Gesner: man lese in der Absicht die Bibel für sich und Originalstücke unter Anführung des Lehrers. Moral, ruft er aus, und Dogmatik aus der Bibel gelernt, und Latein aus Cicero! Der Mann vergißt es, daß er den Telemach zu dem letztern gebraucht, und daß er diese Art, Sprachen zu lernen probat (es ist sein Wort) gefunden hat. Nun befiehlt er Cicero in die Hand zu nehmen, und denkt wieder nicht, daß hier von Anfängern die Rede ist, die für sich etwas lesen und sich bey einem nicht schweren Buch durch eine Uebersetzung helfen sollen. In Absicht auf die Güte der Sprache sind die Bibelübersetzungen den



Uebersetzungen Telemachs gleich, und man hat da nicht eine poetische Prose, wie im Telemach, welche ein junger Schüler nicht versteht, oder sich angewöhnen muß. Sonst muß ich noch hinzusehen, daß ich denen, die ein anderes leichtes prosaisches Buch lieber, als die Bibel dazu gewählt sehen, völlig beypflichte. Aber wo finden wir ein Werk von sehr gemeinnützigem Inhalt in allen alten und neuen Sprachen? Vielleicht wird Basedows Elementarwerk dieses Buch werden, und das wünsche ich.

Bei meinem ist in Göttingen studirenden Schüler **Eckermann** bringt er den witzigen Einfall an, er möchte wohl die schwersten lateinischen, französischen und englischen Dichter lesen können, wie ich gesagt hätte, aber nichts davon verstehen: und dann erzählt er ein kleines Geschichtchen. Denkt der Mann denn, daß ich mit einem solchen Gebrauch des Worts lesen das Publicum habe zum Besten haben wollen? Auch verwandelt er bey dieser Gelegenheit schwere Dichter in die schwersten. Für seinen elenden Spott möchte ich wohl die Freude haben, den Recensenten mit Eckermann in Gesellschaft examinirt zu sehen. Er sagt mir auch mit **Harstedorns** Zischler im Vertrauen, ihm wären gebohrne Engländer bekannt, die wahrlich den Hudibras nicht zu lesen im Stande sind. Ich weiß es sehr wohl, daß nicht leicht einer auch seine Muttersprache nur ganz verstehe, und daß, im strengsten Verstande genommen, dieß wohl gar keiner von sich rühmen könne. Streitet dieß dawider, wenn ich sage, einer könne schwere Dichter lesen? Ein Buch, wie **Butlers** Hudibras, ist, wie ein Mann, der davon spricht, wissen sollte, überdas nicht so schwer wegen der Sprache, als wegen der vielen satyrischen Anspielungen. Und weil doch
ein-

einmal vom Hudibras die Rede ist: so mag der Recensent wissen, daß Eckermann dieses Gedicht so gut verstanden gelernt hat, als man es, durch Beyhülfe der Schweizerischen Uebersetzung mit historischen Anmerkungen verstehen kann, wenn man nicht ganz sein Studium daraus macht. Dennoch hatte ich gar nicht so etwas gesagt.

Darin kann der Recensent, heißt es ferner, Hr. E. unmöglich seinen Beyfall schenken, wenn er glaubt, es wäre leicht, in verschiedenen Sprachen gleich gut zu schreiben. Wo mag ich dieß behauptet haben? Ich beweise von S. 47 bis 53 so gar, daß dieß fast ganz unmöglich sey. Auf die Bemühung, in einer Sprache möglichst gut zu schreiben, hat, setze ich daher hinzu, die Muttersprache bloß Ausspruch zu machen, und man sollte sich, wenn man nicht für Ausländer schreibt, dieser bloß nach dem Beyspiel der Griechen und Römer bedienen. Nachdem er mir jenen Ausspruch gänzlich angedichtet hat: so erzählt er wieder ein Geschichtchen.

Ich habe von Cheek gesagt, der Engländer brauche es von dem männlichen Krieger, Backe dürste der Deutsche da nicht setzen, und Wange würde den Begriff eines Zärtlings erregen. „Um Vergebung, sagt der Recensent, „Backe darf man sehr selten am meisten aber im Komischen setzen und Wange erregt den Begriff eines Zärtlings gar nicht. Mit hundert Stellen unserer Dichter „will ich dieses beweisen, wenn Hr. E. daran zweifeln sollten.“ (sollte wäre genug.) Den Beweis schenkte ich ihm, weil auch ich gesagt habe, man brauche schon den Ausdruck Wange von einem Helden. Der Recensent sieht ja leicht, daß ich von dem Begriff rede, den man in Deutschland überhaupt mit den beyden Wörtern nach dan



von den Alten hergekommenen Gebrauch verbindet. Im Gesprächstyl sagt der Deutsche nach meinem Gehör nie **Wange**, wenn er sich eine Person nicht als schön denkt. So sagt man ohne Rücksicht auf diesen Nebenbegriff immer. Das Blut fließt über die Backen herunter; er hat einen Schaden an der Backe. Zur erhabenen ernsthaften Poesie ist aber **Backe** nicht zu gebrauchen. Was soll der Dichter in dem Fall thun? Er muß nun **Wange** nehmen. Nach den Gesetzen der Sprachveränderungen, welche ich S. 72 bis 75 angegeben habe, kann der Ausdruck **Wange** seine sonst gewöhnliche Bestimmung nun freylich verlieren. Auch will ich nicht leugnen, daß schon selbst ein alter Dichter in der ernstlichen Poesie **Wange** gebraucht habe; aber so hat er mit den Neuern aus einerley Ursache seine Zuflucht dazu genommen. Dennoch zweifle ich daran, daß man es in den alten Dichtern finde, wenn man nicht zugleich den Begriff eines zarten Buchses oder der Schönheit erregen will. Im **Opitz** ist ein Band durchgeblättert, und darin ist **Wange** immer von einer schönen zarten Frauenzimmerwange gebraucht. Diejenigen Deutschen, welche ich aus verschiedenen Provinzen Deutschlands gesprochen habe, denken von dem gewöhnlichen Begriff dieser beyden Wörter mit mir einstimmig. Sein Ausspruch von **Backe** hat nichts widersprechendes mit dem, was ich sage, und der hätte nach seinem: Um Bergebung! also wegbleiben sollen. Mit Rücksicht auf die verschiedenen Theile dessen, was wir im Reden gemeiniglich unter **Backe** und **Wange** zusammen nehmen, hätte der Recensent das, was in der erwähnten Beylage zum Reichspostreuter steht, anmerken können, daß **Wange** das sey, was im Lateinischen *gena* oder *mala* bedeute, und **Backe** das, was im Lateinischen *bucca* heißt.

Ueber

Ueber meine Zuschrift ruft der Recensent aus:
 „Welch ein Einfall zu einem Buch von 110 Seiten eine
 „Zuschrift von 62 zu machen!“ Fürs erste muß ich sa-
 gen, daß es, wie ich anfieng zu schreiben, eben nicht mein
 Vorsatz war 62 Seiten anzufüllen. In diesem Fall wäre
 es jedoch nur ein **Einfall** zu nennen. Warum ich aber
 so weit fortschrieb, war die Hoffnung, die mich beim
 Schreiben begleitete, es dürfte das, was ich sagte, meinen
 Schülern nützlich seyn, und es würde von meinen Lesern
 mit so wenigem Widerwillen gelesen werden, als sonst der
 Inhalt eines Buchs, das man glaubt drucken lassen zu
 können. Hätte ich darin kein Recht: so wäre die Länge der
 Zuschrift wohl zu entschuldigen. Ob ich darin Recht habe,
 darin darf ich nicht das Urtheil sprechen. Da der Recen-
 sent in den Hallischen Zeitungen sagt, sie habe ihm nicht
 gefallen: so wage ich kaum in meiner eignen Seele den
 Ausspruch für mich selbst. Denn ich weiß sehr wohl, wie
 wenig man sich in dem Urtheil von eignen Arbeiten trauen
 darf. Dennoch kann ich nach strenger Prüfung noch nicht
 finden, warum ein Mann von Einsicht und Geschmack sie
 verwerfen möchte. Ob das Stück gleich dem Publicum
 mit in die Hände gegeben wird: so ist es doch gar nicht
 an dasselbe gerichtet, und es muß also nur in der Bezie-
 hung, worin der Lehrer zu seinen Schülern steht, beurtheilt
 und nur dieß dabey von mir gefordert werden, daß ich zu-
 gleich darin so etwas vortrage und es so einkleide, daß ein
 vernünftiger Leser es in der Hinsicht lesen möge. Weil
 der Schriftsteller in einer Zuschrift immer zu einer oder
 mehreren Personen redet: so spricht er freylich natürlicher-
 weise mit von sich, in so fern die Materie das mit sich
 bringt. Mein Recensent sagt hier nun, das Publicum
 höre den Auctor de se ipso (welches sich gut ins deutsche



übersehen ließe) gar nicht gerne eine so weitläufige Predigt halten. Ich hoffe nicht von mir anders geredet zu haben, als wenn die Sache dieß natürlich veranlaßt hat. Das kann ich wenigstens behaupten, daß ich fürs Thun und nicht fürs Sagen bin. Wie weit mein Sagen zum Thun in einem geringen Verhältniß stehe oder nicht, das würden diejenigen, welche mich genau kennen, oder Beweise davon erfahren haben, anständiger sagen können, als ich. Und mit deren Urtheil wäre ich gerne zufrieden, denn ich wünsche gar nicht eifersüchtig, daß darin die höchste Stufe angegeben werde. Auch spreche ich zu keinem Menschen von einer Sache, die mir rühmlich ist, als wenn die Sache es erfordert, oder wenn man das Gegentheil behaupten und mich dadurch in meiner Mitmenschen Augen verächtlich machen will. Dann fordert es die Selbstliebe; und doch sage ich dann wenig. Ich liebe Bescheidenheit so sehr, wie irgend eine Tugend; allein ich liebe eben so sehr Wahrheit und Redlichkeit, und ich kann es unmöglich billigen, wenn ein Mensch beym zuverlässigen Bewußtseyn von gewissen Vollkommenheiten in Kenntnissen und Tugenden thut, als hätte er von allem dem gar nichts, wenn er sich darüber zu erklären genöthigt wird. Es ist immer Heuchelei; und Heuchelei ist nebst der Verläumdungssucht nach meiner Einsicht das böseste Uebel in der Welt. Nach diesen Grundsätzen wolle man mich prüfen; und zeigt man mir dann, daß ich zu viel von mir selbst geredet habe: so werde ich dafür durch ein hinlänglich großes Maas der Unruhe und des Mißvergnügens darüber büßen. Nur dürfte dann folgender Umstand ein wenig zu meiner Entschuldigung dienen. Ich bin der ganzen Welt gerne herzlich gut; dabey wünsche ich, daß die Menschen überhaupt und besonders gute Menschen, sie mögen Gelehrte oder

oder

oder Ungelehrte, Niedrige oder Hohe seyn, mir wieder gut seyn. Diese guten Gesinnungen Anderer suche ich aber bloß auf dem Wege der Rechtschaffenheit und Wahrheit. Was nicht daselbst durch Bezeugung wahrhaftig guter Gesinnungen gegen meine Nebenmenschen durch Dienstbegierde, Gefälligkeit und edle Höflichkeit gefunden; sondern durch falsche Complimente, Schmeichelen und niederträchtiges Kriechen gewonnen wird, das lasse ich fahren. Auch setze ich nicht Verläumdern Verläumdungen entgegen; und was so gewonnen wird, lasse ich wieder fahren. Zugleich muß ich meines Amts und meiner Geschäfte wegen ziemlich einsam leben, und ich verliere den Beytrag guter Gesinnungen, der durch vielen Umgang erworben werden kann. Ich wäre sehr undankbar, wenn ich es nicht erkennte, daß mir bey dieser Art zu leben sehr Viele gut sind. Aber die Erfahrung lehrt auch, daß sich so leicht von Zeit zu Zeit ein übelgesinnter Mensch findet, der sich zugleich bemühet, das Gift böser Gesinnungen durch böse Urtheile und Verläumdungen weiter zu verbreiten und auch sonst recht gut denkende Personen damit anzustecken und mich in einem und dem andern Stück in einem ganz falschen Licht zu zeigen. Nun geht es mir nahe, wenn die Zuneigung auch guter Menschen mir geraubt und ich bey Manchem, den ich liebe, und von dem ich gerne wieder geliebt werde, verkannt werde, ohne mit Anstand ihn aus dem Irrthum bringen zu können, weil er sich nichts davon merken läßt. Findet sich nun eine natürliche Veranlassung, zur Erklärung meiner Gesinnungen etwas zu sagen: wie leicht sage ich denn bey allem Abscheu vorn Selbstlobe etwas, das einer, der alles nicht durchschaut, dahin rechnen möchte. Mein ärgster Feind wird aber nie zeigen können, daß ich mit dem Sagen nicht unter dem

Thun bleibe. Auch mit diesen Gedanken wolle man meine Zuschrift lesen und dann das Urtheil fällen. Weil ich gar sehr Selbstlob und Prahlerey verabscheue, aber wahre Ehre, nach den in meiner Schrift von Verbesserung der Schulen bestimmten Grundsätzen, wie mein Leben, liebe: so wollen meine Leser es mir vergeben, wenn ich hier zu weitläufig geworden bin.

Der Recensent in der Hallischen Zeitung sagt nicht, warum ihm die Zuschrift nicht gefalle. Gar gerne hätte ich mich von ihm über die Sache unterrichten lassen, weil ich es ihm zutraue, daß er es thun kann. Der Recensent in der Bibliothek sagt bey seinem Spott nichts weiter dawider, als daß er sie eine herzbrechende Dedication nennt. Das erkenne ich wohl, daß alle Leser von harten Nerven, und alle Klugen unsrer Welt, denen es erhabene Weisheit ist, für ihr äußerliches Glück zu sorgen, und die sittliche Tugend, das Wohl des Staats und der Nebenmenschen dabey für eine Kleinigkeit anzusehen, die Zuschrift gar nicht nach ihrem Sinn finden, und daß sie leicht ausrufen: da ist nicht Natur, da ist Schwärmeren! Letztere verdienen immer den Abscheu der Welt. Erstern muß ich sagen, daß ich alles, was geschrieben ist, gedacht und gefühlt und daß ich wenigstens nach meiner Natur geschrieben habe. Ist aber hie und da wider den gesunden Verstand und wider die Regeln des Geschmacks, die nach Voraussetzung eines solchen Empfindungszustandes zu beobachten sind, gefehlt: so werde ich mich freuen, wenn jemand öffentlich oder schriftlich darüber mich zu belehren die Güte hat. Habe ich aber nicht wider diese Regeln gefehlt und wider die Regeln des Verhältnisses, worin ich mit den Schülern stehe: so müssen diese Menschen von hartem Gefühle, die dabey wahre Menschenfreunde und redliche

Perz

Personen seyn können, mich dulden, wie ich sie gern dulde, wenn ich gleich zärtliche Gefühle bey'm Menschen liebe, und glaube, daß ein Schulmann sie durchaus haben sollte. Jedoch dem Recensenten in der Hallischen Zeitung traue ich auch sanfte und zarte Gefühle zu; und ich schreibe, wenn er von der Tugend und deren Einflüssen auf die menschliche Glückseligkeit überhaupt Begriffe hat, die christliche Philosophen davon zu haben pflegen, seinem Urtheile ein großes Gewicht gegen mich zu. Dennoch schliesse ich aus öffentlichen Urtheilen so wohl und aus Briefen, als auch aus dem, was mir hier Personen beyderley Geschlechts mit allen Merkmaalen der Aufrichtigkeit in Hinsicht der Zuschrift gesagt haben, daß die Lesung derselben auf den Verstand und die Empfindungen bey Vielen ganz anders als bey dem Recensenten in der Hallischen Zeitung (denn der in der Bibliothek ist nicht mit in Anschlag zu bringen) gewirkt hat. Der Göttingische Recensent druckt sich so darüber aus: „Die Zuschrift ist mit dem vertraulichen Ernst, der zwischen Lehrer und Schüler herrschen muß, geschrieben, und giebt eine schöne Probe, wie Hr. C. sich der Gemüther seiner jungen Freunde zu bemächtigen weiß. Aus dem Gesichtspunct des Verhältnisses mit denen, an welche die Zuschrift gerichtet ist, können wir nicht umhin, es als ein schönes Stück anzusehen.“ In der Hamburgischen neuen Zeitung sagt man davon: „Die Zuschrift an seine Schüler ist mit so vieler heißen Liebe und mit so vieler warmer Empfindung für das Wohl derselben geschrieben, daß ein jeder den Mann, dessen zärtliche Sorgfalt, womit er sich seinen Schülern widmet, allenthalben durchblickt, von ganzen Herzen lieb gewinnen muß.“ Die Urtheile sind also darüber getheilt.

Mein



Mein Tadler sagt sonst, daß ich in der Zuschrift meine Leser von der Wichtigkeit meines Instituts überführen wolle. Das verstehe ich nicht. Institut heißt sonst eine gewisse Schulanstalt. Von der Oldenburgischen Schulanstalt sage ich aber gar nichts. Auch kann dieselbe gar nicht mein Institut genannt werden.

Darauf, daß ich am Ende sage, ich sey vom Schreiben müde, sagt er, er glaube das nicht; ich hätte es sonst, wie er mit dem Lesen, gemacht, ich hätte aufgehört. Der Recensent sagt hierin die Unwahrheit. Denn er weiß ja von allem bis auf den Schluß der Zuschrift zu reden. Auch versteht es sich leicht, daß, wenn man etwas nicht unnützes zu thun glaubt, man wohl bis ans Müdewerden fortarbeiten kann. So wenig überlegt er irgend etwas, was er sagt. Allein er wollte noch gerne einen witzigen Spott anbringen.

Endlich kommt der Recensent auf einen Punkt, von dem ich vermuthe, daß er den ganzen Ton der Recension gestimmt hat, und daß die Vorstellung von der Person, der er ein Compliment dadurch zu machen hofft, und die daher zu erwartende Ehre ihn bis zu dem Grad des Leichtsinns und der Blindheit verführt und benebelt hat. Denn so wenig er auch zu tiefsinnigen Untersuchungen aufgelegt zu seyn scheint: so kann er doch sicher mit mehrerm Verstande urtheilen, als er geurtheilt hat. Dieser wirklich große Mann, den der Recensent in Schutz nehmen will, ist Herr Wieland. Es wird das, was ich in Hinsicht desselben gesagt habe, ein versteckt gethaner Ausfall genannt. Ich habe den Herrn Wieland S. 42 und 43 genannt und hierin ist also nichts verstecktes, so wenig als
in

in dem, was ich von ihm sage. Ich sage es gerne öffentlich, daß nicht leicht einer höhere Begriffe von Wielands Genie, höchst feinem Geschmacke und zarter Fühlbarkeit haben kann, als ich davon habe. Die nachtheiligsten Urtheile haben mich von diesen Begriffen nicht abbringen können, ob ich gleich sonst über den bestimmten Werth poetischer Arbeiten, wenn sie übers mittelmäßige gehen, nicht glaube genau entscheidend urtheilen zu können. Auch habe ich Herrn Wieland in Ansehung seines Characters und seines Vorsazes, nichts wider die Menschenliebe zu thun, mit einer Fülle des Herzens geliebt, wie es wenige thun können; und ich kann diese Zuneigung zu ihm noch nicht mindern. Die Liebe zu diesem in seiner Art vielleicht einzigen Mann und die Freude über den ihm zu Theil werdenden Ruhm stand aber mit der Liebe zum Wohl der Menschen und mit den Einflüssen seiner Werke auf die Besserung des Verstandes und des Willens und auf die Verfeinerung der Empfindungen zu der Menschen Besten in der genauesten Verbindung. Ich gestehe es, daß die Unruhe, worin ich gerieth, als ich die comischen Erzählungen und andere folgende Schriften las, mit jener meiner Zuneigung und meinen sonstigen Gesinnungen in einem dazu passenden Verhältniß standen. Dennoch habe ich nie gewiß gedacht, daß Wieland auch nur ein Vollüstling geworden wäre. Bey der Ueberzeugung, wozu mich mein Verstand nöthigte, daß vieles in seinen lehtern Schriften böse Einflüsse auf die Summe der menschlichen Glückseligkeit haben würde, wenn man die Menschen im Ganzen nimmt, wie sie sind, habe ich es möglich gefunden, daß Wieland noch jede Tugend und den Menschen liebte. Ueber die Art der Möglichkeit ist es hier nicht der Ort mich einzulassen. Nach diesen Gedanken urtheilte

ich

ich auch in der Zuschrift von ihm. Nachdem ich gesagt habe: Sieht es wohl leicht einen Menschen, dem es leicht würde, im Genuß der Vergnügungen, die ein feiner Geschmack angeordnet hat, nicht weiter zu gehen, als der Geschmack, das ist, als der fein über Schönheit und Unständigkeit urtheilende Geist es gut heißet: so sehe ich hinzu: wir fürchten, daß es **Wieland** selbst schwer fallen dürfte, dieß von sich zu sagen. Jeder sieht es, daß ich ihn hierin zum Muster der Stärke aufstelle, denn ich sage, daß wir Menschen nicht die Geschöpfe sind, die bis an die feine Linie, die Recht und Unrecht, Gutes und Böses scheidet, sicher dicht hinan gehen können. Die Erfahrung scheint hierin ganz für mich zu reden. Auf die Untersuchung, wie in der Hinsicht **Wielands** Schriften natürlicher Weise gefährliche Bewegungen der Seele erregen möchten, kann ich mich hier nicht einlassen. Mir ist es bis ist nicht möglich einzusehen, daß dasjenige, was ich in meiner Zuschrift von dieser Materie sage, nicht dringend müsse empfohlen werden. Und kann es mir übel ausgedeutet werden, wenn ich mit Wärme von dem rede, was mir für die menschliche Glückseligkeit höchst wichtig scheint? Die Entscheidung, so fern die Sache den Körper und dessen Schwächung und Zerstörung betrifft, kommt dem Arzt zu, und der Arzt scheint ganz für mich zu seyn. Ist Hr. **Wieland** versichert, daß sein Verstand es nicht zulasse, hierin denen, die darin, wie ich, denken, und unter denen vielleicht die größte Zahl seiner wärmsten Freunde ist, beizupflichten, und ist er bey dieser Ueberzeugung völlig geruhig: so kann ich nach meiner Erkenntniß darüber trauern, aber ich kann ihn dennoch lieben. Denn man muß es keinem Menschen in der Welt übel nehmen, daß er nicht anders denke, als er denken kann,
und

und daß er, zumal, wenn er glaubt, daß Viele aus wahrer Ueberzeugung eben so denken, nach einer Ueberzeugung, worin er alle nöthige Deutlichkeit findet, auch handle. Nur ist zu wünschen, daß er in Absicht auf das Wohl der Menschen immer das Sicherste wähle. Mein Recensent spricht übrigens bey diesem Anlaß wieder von ganz andern Dingen, als wovon ich geredet habe. Ich sage nicht, was Wieland ist, sondern rede von den Wirkungen der zur Wollust reizenden Schriften. Er spricht nun endlich von einem Kuß, den Venus in den Fünftheil ihres Nektars getaucht hat; will, daß man sich an der Beschreibung desselben nicht ärgern solle, und erinnert, es sey eine schlechte schwache Tugend, die sich durch Fliehen erhalte, die in einer Einsideley, oder damit er, wie er sagt, sich gelehrt ausdrücke, die für ein *μωρα-ηποιον* aber für kein *καλοσβιον* gut sey. In den Schriften einsichtsvoller Moralisten könnte er, wenn er wollte, hierüber indessen noch vieles lernen.

Und so ist seine Recension denn zu Ende gebracht. Hat er dadurch bey dem Herrn Wieland gerne Dank verdienen wollen, und schmeichelt er sich, daß selbiger sie billigen werde: so irret er sehr. Herr Wieland hat in einem sehr verbindlichen Briefe an mich sich ganz anders erklärt und der Schrift Lobsprüche beygelegt, die ich, ohne den Verdacht der Eitelkeit mir zuzuziehen, hier nicht abschreiben kann. So gleich nach dem Druck der Schrift vermuthete ich, es würde sich Einer finden, der, so eine große Hochachtung ich auch gegen den Herrn Wieland geäußert habe, demselben dadurch ein Compliment würde machen wollen, daß er mich strenge beurtheilte. Hätte dieß ein Mann gethan, welcher der Sache vollkommen gewach-

gewachsen wäre: so hätte ich erwarten können, daß ein Mann, der diese Neigung mit dem Vermögen, scharf und einsichtsvoll zu tadeln, zur Lesung der Schrift gebracht hätte, alles Fehlerhafte genau entwickeln und mir über den Gang der Seele in ihrem Geschäfte, Sprachen zu lernen, neue Beobachtungen mittheilen würde: und das wollte ich mir so willkommen seyn lassen, daß ich auch einen bittern Tadel ihm nicht hoch anzurechnen entschlossen war. Allein ein gehöriger Grad der Einsicht hat sich, wie es scheint, nicht mit einer bittern Tadelsucht vereinigen wollen: und so kommt endlich ein in aller Hinsicht kleiner Geist, um mir Hohn zu sprechen. Nachdem er dieß gethan hat: so hätte er noch wohl Lust sich darüber zu freuen, daß es ihm am Ende doch geglückt sey, mir eine gute Mergerniß zuwege zu bringen. Allein so fühlbar ich auch für alles bin, was die Achtung und Liebe der Menschen gegen mich betrifft: so geht es doch mit der ersten Umwandlung zum Verdruß bey mir vorüber, wenn ich nur erst zuverlässig sehe, daß mein Feind Unrecht hat. Hätte Einer mit Bitterkeit getadelt und zugleich mir mit Einsicht wichtige Blößen gezeigt: so hätte er mir einige misvergünstigte Tage machen können.

Ich wünsche recht sehr, daß meine Leser diesen, wie mir dünkt, durch die angeführten Betrachtungen mir abgenöthigten Aufsatz, der Sache selbst angemessen, und die darauf verwandte Zeit nicht übel gebraucht finden mögen. Um nicht den Verdacht zu erregen, als wenn ich nicht gerne Erinnerungen annähme, werde ich nie einen auch mir nicht gegründet scheinenden Tadel widerlegen. Nur in dem Fall, da ich glauben dürfte, es möchte dem Publicum die fernere Untersuchung einer Sache nicht unwich-

unwichtig, oder uninteressant, zu seyn scheinen, werde ich mich entschließen können, mich über Kritiken zu erklären. Sonst wünsche ich freylich, daß nur Männer von Einsicht meine Richter seyn wollen, daß selbige mit Sorgfalt alles prüfen, und daß ihr Lob und Tadel aus Kenntniß der Sache fließe und genau bestimmt sey. Wem es nicht gleichgültig ist, ob er etwas Gutes oder Schlechtes schreibe, und ob seine Mitmenschen wohl oder übel von ihm denken, der muß dieß wünschen, und Männer, die Menschenliebe und Gefühl für Billigkeit haben, werden es zugeben, daß er dieses zu wünschen berechtigt sey. Wird mir jener Wunsch nun auch zugestanden: so wird mir so wohl Tadel, als Lob, werth seyn. Ich erkenne hiebey jedoch sehr wohl, daß auch dieß mit zu den Wünschen gehört, die nicht leicht erfüllt werden. Es giebt in allen Ständen Menschen, die dafür sorgen, daß es nicht zu ordentlich in der Welt hergehe. So wird es auch nie an unverschämten und unwissenden Schwätzern unter den Bücherrichtern fehlen; und ich muß es mir gefallen lassen, wenn auch meine Schriften solchen Leuten in die Hände fallen. Ich gedenke aber auf eine Kritik (wenn ich diesen Ausdruck so misbrauchen darf) wie diejenige ist, deren Werth ich ist zu untersuchen gehabt habe, und welche in Absicht auf mich, wie ich auch gestehen muß, nur die einzige in ihrer Art ist, niemals ein Wort wieder zu sagen.





N. S. Nach sorgfältiger Ueberlegung glaube ich das Publicum mehr zu ehren, wenn ich demselben bloß das Urtheil über meinen Recensenten und mich überlasse. Ich lasse also nur wenige Exemplare von gegenwärtigem Aufsatz abdrucken, um davon nach Gutdünken Gebrauch zu machen, und ich lasse keins davon in den Buchladen kommen.

Oldenburg d. 11. April 1771







